

## Der Weg nach draußen

Das kann nur Meg Remy alias U. S. Girls: Die schlimmsten Traumata thematisieren und experimentelle, exquisite, lebendige Popsongs daraus machen. Remy, die immer klingt, als würde sie beim Singen lächeln, schlüpft – wie Cindy Sherman in ihren Fotoinszenierungen – seit ihren ersten Platten in die unterschiedlichsten Frauenrollen, die die dunklen Seiten des »All-American-Girls« zeigen. Überarbeitet, überfordert, gewalttätig, suizidal, verrückt wie die Hölle.

»IOU« handelt davon, dass ja niemand geboren werden will, in »Overtime« versteht eine Tochter das Handeln ihrer Mutter erst an deren Grab. Die zehn Songs werden von drei emotionalen Spoken-Word-Colagen je nach Sichtweise unterbrochen oder ergänzt; einander überlappende Stimmen geben ihrem »Teenage self« Ratschläge (»don't worry!«), erinnern sich an die Farbe ihres Kinderzimmers (»light blue«/»yellow«) oder schildern familiäre Demütigungen (»you are not good enough«): »Girl, interrupted«. Durch diese gleichzeitig artistischen wie realen Intermezzi arbeitet Remy wie eine Therapeutin heraus, dass wir mit unseren Beschädigungen leben, aber auch damit klarkommen müssen, dass wir diese Verletzungen immer weitergeben. Die Gesellschaft, die Welt entwickelt sich so, wie wir es als Kinder erfahren/beigebracht/eingeprägt bekommen haben.

U. S. Girls' große Kunst besteht darin, das unerträglich Schwere leicht zu machen. »Heavy Light«, you got it! Scheinbar schwerelos schwebt Remy auch durch die Pophistorie: Das beschwingt-geschmeidige »4 American Dollars« schwebt in elegantem 70er-Jahre-Discofox, »State House (It's a Man's World)« zitiert zu Beginn die Spectorische »Wall of Sound« des Ronettes-Hits »Be my Baby«, um dann in hektische Beats und dissonanten Noise zu eskalieren. Auch »Born to Lose« lebt von der Dissonanz, Remy's Tremolo-Vocals (ganz großartig), Congatrommeln und unheilvoller Backgroundgesang schwellen zur dunklen Gospelmesse an, zerteilt von einem irrlüchternen Vibraphon.

Der Höhepunkt des Albums kommt (fast) am Schluss: »The Quiver to the Bomb« ist eine mit Sparks-Piano und Discoviolen ausgestattete Minioper, die in dreieinhalb Minuten das ganze Elend menschlichen Raubbaus an der Natur darstellt, um schlussendlich doch triumphalen Optimismus zu demonstrieren: »Four billion years ago / A girl was just starting to grow / Gathering pieces of this and that / Quilting herself up for a show / She could have never, ever known / We'd over-reap what she'd sown / Now, now she's taking it back / She's kicking us off her land.« Meg Remy leuchtet uns den Weg nach draußen.

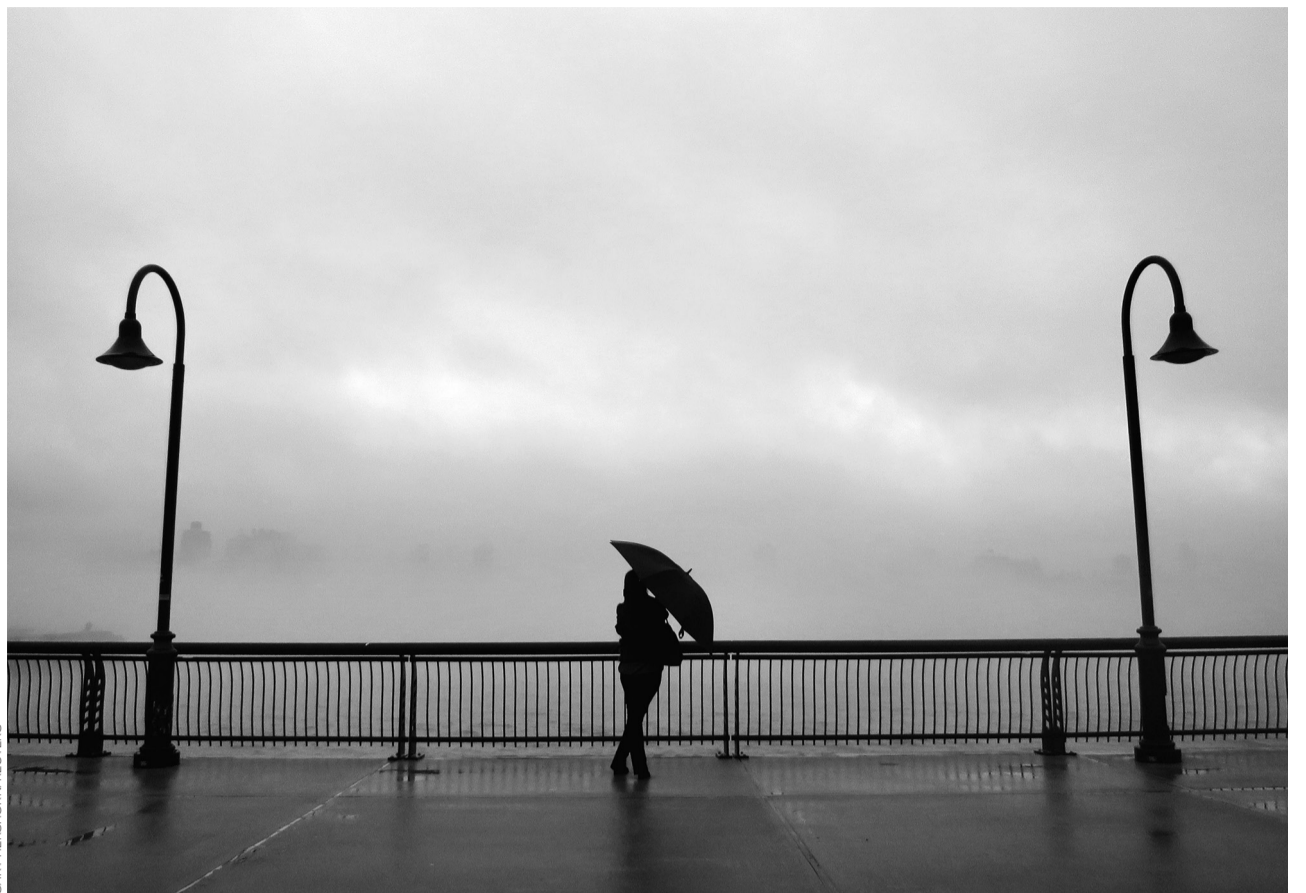
Christina Mohr

■ U. S. Girls: »Heavy Light« (4AD/Beggars/Indigo)

Ihre Mutter habe »etwas ziemlich Dummes gemacht«, rekapituliert Edie nüchtern: Sie hat versucht, sich das Leben zu nehmen, und wurde gerade noch rechtzeitig von Edie gefunden. Ihre zwei Jahre jüngere Schwester Mae hat zu dem Suizidversuch der Mutter ein noch distanzierteres Verhältnis. »Wahrscheinlich wusste ich, was sie vorhatte, aber ich hielt sie nicht auf«, sagt sie mit solch einer Gleichgültigkeit, dass man ihr Schulterzucken förmlich sehen kann. Mit diesen beiden Aussagen macht Katya Apekina von Beginn an deutlich: Leicht und lustig geht es in ihrem Debütroman »Je tiefer das Wasser« nicht zu.

Die Handlung setzt unmittelbar nach dem misslungenen Selbstmord von Marianne ein. Ihre beiden Töchter müssen auf unbestimmte Zeit von New Orleans zu ihrem Vater Dennis nach New York ziehen. Der ist ein renommierter Schriftsteller, der die Familie kurz nach der Geburt der jüngeren Tochter verlassen und sich seitdem nicht mehr für seine beiden Kinder interessiert hatte. Während sich die 14jährige Mae schnell an ihn gewöhnt und ihn »Dad« nennt, bleibt die ältere Edie reserviert. Sie vermisst ihre Mutter, die in einer Psychiatrie in New Orleans ist, immer mehr. Und beschließt spontan, zu ihr zurückzukehren. Mae wiederum ist froh, dass sie sich endlich von ihrer Mutter lösen konnte – diese weckte sie oft nachts auf, um mit ihr stundenlang durch die Gegend zu fahren –, und hängt sich an den Vater.

Eine schlechte Idee: Mae gleicht ihrer Mutter in jungen Jahren nicht nur optisch. Sie nimmt auch ihre Rolle ein, um Dennis' Aufmerksamkeit und Liebe zu bekommen. Dieser sehnt sich nach seiner verlorenen Muse zurück, die er benötigt, um seine Romane schreiben zu können. So wie er Marianne emotional aussaugte, beginnt er, auch Mae zu benutzen. Er verwechselt sie immer häufiger mit seiner Exfrau, nennt sie bei deren Namen. Und Mae spielt mit: »Wenn seine Gedanken bei Mom waren (...), dann wurde ich eben Marianne.« Ein Spiel mit dem Feuer, denn sie weiß nicht, wem seine Liebe wirklich gilt – ihr oder derjenigen, die sie vorgibt zu sein. »Ich saß da wie Mom, blickte auf den Teich wie Mom, strich mir übers Haar, wie sie es getan hätte, und sumpte ein Lied, das ich von ihr kannte, aber alles war nicht rich-



Marianne will nicht gerettet werden: »Du wolltest, dass ich am Leben bleibe, gut, du hast deinen Willen«

## Selbstausslöschung

Katya Apekinas düsterer Debütroman »Je tiefer das Wasser«.

Von Isabella Caldart

tig.« Um für Dennis »richtig« zu sein, muss Mae mit Marianne verschmelzen. Die Grenzen verschwimmen. Je mehr Zeit Vater und Tochter alleine verbringen, desto gefährlicher wird die Dynamik, die sich zwischen ihnen entwickelt.

In New Orleans ist das Verhältnis von Edie und ihrer Mutter nicht weniger kompliziert. Marianne will nicht gerettet werden. »Du wolltest, dass ich am Leben bleibe, gut, du hast deinen Willen«, sagt sie kalt zu Edie. Die will nicht akzeptieren, dass sie ihrer Mutter nicht helfen kann. Auf verschiedene Weise zeigen die beiden Schwestern naives Verständnis für das jeweilige Elternteil, entschuldigen deren Verhalten und versuchen, mit eisernem Willen zu ihnen durchzudringen, bis hin zur Selbstaufgabe.

Die Handlung von »Je tiefer das Wasser« spielt größtenteils 2012 und

im tragischen Jahr 1997. Neben den Schwestern kommt eine Vielzahl an Figuren zu Wort, unter anderem Dennis' Schwester, ein Nachbar und eine Verehrerin; dazwischengestreut sind Tagebuchnotizen, ärztliche Gutachten und Briefe. Diese Perspektiven sind wichtig, denn sie zeigen, wie die dysfunktionale Familie von anderen gesehen wird und wie prekär die individuelle Wahrnehmung ist. Vor allem Edie und Mae erleben dieselbe Situation oft enorm unterschiedlich. Katya Apekinas Debüt ist ein komplexer, vielschichtiger Roman, der Themen wie Traumata, Abhängigkeiten und psychische Erkrankungen verhandelt – und dabei trotzdem erstaunlich leicht zu lesen ist.

Ihr Buch ist der beste Beweis dafür, was unabhängige, kleine Verlage, die sich etwas trauen, leisten können: »The Deeper the Water the

Uglier the Fish«, so der Originaltitel, wurde von dem wenig bekannten, 2005 gegründeten Verlag »Two Dollar Radio« veröffentlicht, der bisher nur eine Handvoll zumeist junger Autorinnen und Autoren publiziert hat (darunter »Wildnis ist ein weibliches Wort« von Abi Andrews, das vergangenes Jahr auf Deutsch erschien). Inzwischen sind Übersetzungsrechte für mehrere Sprachen verkauft, das Buch stand auf vielen »Best Books«-Listen, war für einige Preise nominiert und ist hierzulande beim renommierten Suhrkamp-Verlag erschienen – alles dank des Idealismus und Engagements eines kleinen Verlags aus Ohio.

■ Katya Apekina: Je tiefer das Wasser. Aus dem Englischen von Brigitte Jakobkeit, Suhrkamp-Verlag, Berlin 2020, 396 Seiten, 24 Euro

## Déjà-vus ■ Wirtschaft als das Leben selbst. Von Helmut Höge

Das Gefühl, eine Situation so schon einmal erlebt zu haben, nennt sich Déjà-vu. Längst beschäftigen sich etliche Wissenschaftler mit dem Phänomen, vor allem in den USA. In einem Artikel der Zeit von 2006 hieß es, Forscher nähmen an, »dass einem Déjà-vu eine ganz reale Erinnerung zugrunde liegt. Demnach haben wir die vermeintlich vertraute Situation tatsächlich schon einmal erlebt, aber nur unbewusst gespeichert. Die anderen betrachten Déjà-vus als Resultat von kurzzeitigen Störungen oder Mini-anfällen im Gehirn. Ihnen zufolge haben Déjà-vus genauso wie Halluzinationen nichts mit der Wirklichkeit zu tun«.

Pseudoplagiate, also eine andere Art der Déjà-vus, sind besonders in der Kunst an der Tagesordnung. Wenn man nur halbwegs gründlich vorgeht, stößt man dauernd darauf, z. B. in der großen Ausstellung »Making Things Public« (2005) im Karlsruher

Zentrum für Kunst und Medien, die der ZKM-Leiter Peter Weibel mit dem Wissenschaftssoziologen Bruno Latour kuratierte. Es ging in ihr um »Demokratie«. Der Ausstellungsbeitrag des Philosophen Peter Sloterdijk bestand aus einem Plan für ein aufblasbares Parlament, das mit einem Hubschrauber über »barbarischen« Staaten abgeworfen werden soll, um dort die Einführung der Demokratie zu initiieren.

Einen ähnlichen Plan beschrieb der dänische Arktisforscher und Schriftsteller Jørn Riel 1970 in seinem Roman »Das Haus meiner Väter«: In Grönland landete eines Tages vor der Inuitsiedlung Ukusik ein Schiff namens »Zivilisation«, dem der Missionar Vater Brian entstieg. In der Siedlung gab es nur einen Christen, alle anderen huldigten einem schamanistischen Animismus, wie die christliche Ethnologie den Glauben der »kleinen Völker des Nordens« nennt. Vater Brian hielt eine Rede, in der er andeu-

tete, nur wenn sie von ihrem »Aberglauben« abschwören würden, kämen sie in den Himmel. Nun war aber für die Inuit ausgerechnet der Himmel nur etwas für schlechte Menschen, eine Strafe gewissermaßen. Vater Brian war jedoch noch nicht am Ende. Er errichtete eine aufblasbare, fünf-säulige Kapelle. Ich stelle sie mir wie eine umgedrehte Hüpfburg vor. Das Aufblasen dauerte Tage, mangels Interesse der Inuit und der Besatzung der »Zivilisation« musste der Zigarrenraucher Vater Brian die Kapelle alleine aufblasen. Am Ende scheiterte seine Mission: Die Kapelle geriet in den Besitz des lokalen Pelzhändlers und diente ihm fortan als Lagerplatz. Vater Brian zog auf einem Hundeschlitten gemeinsam mit einer Inuitfrau weiter nach Norden.

Ein Freund hatte ebenfalls ein Déjà-vu: Er lebt in einer schönen Altbauwohnung, aus der seine Vermieter ihn freilich raushaben wollen, weil er noch einen alten Vertrag hat und

sie von einem neuen Mieter mehr als das Doppelte verlangen könnten. Sie haben sich schon alle möglichen Schikanen überlegt. Als er 2019 für ein paar Tage hatte verreisen müssen und sich nach seiner Rückkehr ins Bett legte, überfielen ihn Flöhe. Richtig glauben konnte er das allerdings erst nach einem Besuch bei seinem Hausarzt. Er ist sich fast sicher, dass er das Ungeziefer, anscheinend durch den Briefschlitz in seiner Wohnungstür geworfen, den Hausbesitzern verdankt. Eine ähnliche Strategie verfolgte bereits »Die Powenzbände«, wie ein Erfolgsroman von Ernst Penzoldt aus dem Jahr 1930 heißt, in dem es eine ebenso kinder- wie listenreiche Familie mit unbestimmten Einkünften schafft, sich durch die Wirren der Geschichte zu schlagen. Einmal greifen sie auch zur Waffe »Ungeziefer«, indem sie Flöhe sammeln, die sie im geeigneten Moment in den Wohnungen der kleinstädtischen Honoratioren freilassen. Helmut Höge